

INHALT

- 1 **UNSER RAUSCH** 7
 - Warum wir von Drogen nicht loskommen 9

- 2 **NIE WIEDER SCHLAFEN** 17
 - Pilotenstoff 19
 - Durch den Beton 36

- 3 **MEDIZIN** 49
 - Im Pfefferkuchenhaus 51
 - Chemie in Zeiten der Unschuld 60
 - Rausch und Reinheit 70
 - Der Flug des Kolibri zum Mars 87
 - Der gefährliche Mann 102
 - Das Experiment 112

- 4 **KRIEG** 121
 - Etienne 123
 - Der Polizist 132
 - Köpfe 136
 - Kriegsflüchtlinge 144
 - Agentin Annie 150

5 IN DER ZONE DER FREIHEIT 159

Soma 161

Mikrosubstanzen 178

6 HALBGÖTTER 189

Unter die Haut 191

Hal 208

Ein nur teilbefriedigter Leser möchte endlich
etwas an den Autor loswerden 219

Anmerkungen 227

Glossar 234

Literatur 242

1

UNSER RAUSCH

WARUM WIR VON DROGEN NICHT LOSKOMMEN

Jeder Drogenkonsum beruht auf einem Gegengeschäft. Wer sich darauf einlässt, der bietet eine selbstverständliche Funktion seines Körpers – vorausgesetzt alles dort befindet sich im guten Zustand –, um eine außergewöhnliche Fähigkeit einzutauschen. Ein gutes Hautbild beispielsweise kann zum Tauschobjekt werden, eine unproblematische Leberfunktion, ein zuverlässiges Gedächtnis. Möglicherweise auch Lebenszeit. Unter Umständen das Leben selbst.

Derjenige, der sich auf den Tausch einlässt, verliert nicht immer. Aber wer Handel treibt, muss bereit sein, sich von etwas zu trennen, was ihm teuer ist. Im Gegenzug bekommt er etwas Großartiges: die Fähigkeit, über die Grenze des Normalbewusstseins zu treten. Einen Halbgottstatus ohne Müdigkeit, Hunger, Schmerz und Kränkung. Wer Drogen nimmt, der tritt als größerer, freierer, fähigerer Avatar seiner eigenen Person aus sich heraus. Es handelt sich um Geben und Nehmen, mal mit Gewinn, mal mit Verlust, aber immer ohne Chance, das Geschäft wieder auf null zu stellen.

Unversehrtheit geben, Fähigkeiten im Gegenzug erhalten,

das bildet den Kern etlicher sehr alter Erzählungen. Teiresias wechselt sein Geschlecht und verrät unvorsichtigerweise seine Beobachtungen, die er dabei macht. Das kostet ihn zur Strafe sein Augenlicht. Zum Ausgleich bekommt er prophetische Fähigkeiten.

Odin opfert ein Auge – immerhin nur eins –, um sich Welterkenntnis zu verschaffen.

Als Kind springt der mit phantastischen Kräften ausgestattete indische Affengott Hanuman von der Erde zur Sonne, verbrennt in ihrer Nähe zu Asche, die Asche regnet auf Kontinente und Ozeane herab. Verwandte Götter sammeln seine Überreste auf, einer fügt sie wieder zu einem lebendigen Wesen zusammen. Aber trotz des großen Aufgebots der Mächte gelingt es nicht, einen Teil seines Kieferknochens wiederzufinden. Hanuman zahlt also im Nachhinein für seinen kosmischen Flug doppelt; einmal mit einem Akt der Selbstverbrennung, und nach seiner Auferstehung, die er einem Akt kollegialer Freundlichkeit verdankt, mit einem Stück seines Körpers.

Eine Erzählung mit einem besonders luziden Blick auf kommende Jahrhunderte gibt es über Li Tieguai, einen der acht Unsterblichen im daoistischen Pantheon. Als Schüler von Laotse verdient er sich durch seine Tugendhaftigkeit die Anerkennung seines Lehrers, der ihn mit einer weißen Pille belohnt. Sie nimmt ihm für immer das Hungergefühl und garantiert ihm ewige Gesundheit. Eine zweite Pille aus der Hand des Meisters schenkt ihm die Fähigkeit, schnell durch die Lüfte zu fliegen. Dafür zahlt er seinen Preis buchstäblich mit Haut und Haaren. Li begibt sich auf eine Reise zu anderen Unsterblichen, um mit ihnen eine Art Symposium im Himmel abzuhalten. Zu diesem Zweck fliegt der Meister nur

als Seele oder als Energie oder als reines Netz seiner Gedanken – wie immer man Körperlosigkeit sehen möchte. Die Hülle gibt er in die Obhut seines Schülers Li Quing. Ihm schärft er ein, sie sieben Tage zu bewachen, sie aber zu verbrennen für den Fall, dass er nach Ablauf der Frist nicht zurückkehren sollte. Nach sechseinhalb Tagen erhält Li Quing die Nachricht, seine Mutter liege im Sterben, er eilt zu ihr und äschert Li Tieguais irdischen Teil vorzeitig ein. Dem pünktlich zurückgekehrten Meister bleibt nur ein Weg, um als Mensch weiterzuleben, er fährt in den Körper eines verkrüppelten Bettlers, der gerade vor seinem Haus an Hunger stirbt. In dieser Gestalt muss er bleiben, aus ihm wird der Schutzpatron der Armen und Siechen, ausgerüstet mit seinem Wissen und einer eisernen Krücke, an der ihn fortan jeder erkennt.

Die Präzision dieser Sage ist beachtlich, nicht nur, weil eine weiße Pille in einer Erzählung aus dem 13. oder 14. Jahrhundert extrem futuristisch wirkt. Der Legende nach lebte Li Tieguai in der Yuan-Dynastie, die von 1271 bis 1368 dauerte. Die Stoffe aus Laotses Drogenkästchen wirken exakt so wie Opioide (Opiumtinktur gab es in China schon zu Lis Zeiten) und Jahrhunderte später Amphetamine. Sie unterdrücken Hunger und Schmerz, sie geben dem Benutzer das Gefühl der Unverwundbarkeit, im Gehirn entsteht bisweilen das Gefühl, fliegen und außerhalb seines Körpers reisen zu können.

Auf der einen Seite die Freiheit, als Halbgott zu leben, auf der anderen die Verkrüppelung des Körpers – eine bessere Geschichte des Tauschs lässt sich unter den Legenden kaum finden. All diesen alten Erzählungen ist eins gemeinsam, nämlich die nirgends in Frage gestellte Bedingung, dass

jemand zahlen muss, wenn er sich über seine physische Grenze bewegen will.

Der Erwerb außergewöhnlicher weltlicher Fähigkeiten beruht übrigens auf dem gleichen Prinzip. Peter Schlemihl muss seinen Schatten geben, um grenzenlosen Reichtum zu erhalten, Timm Thaler sein Lachen für die Garantie, jede Wette zu gewinnen. In jedem Fall bieten keine Menschen den Tausch an, sondern fallweise Götter oder der Teufel.

Unter den mythologischen Schichten aus Griechenland bis China steckt eine grundsätzliche Frage: Könnte es sein, dass die Wünsche nach Freiheit von Beschränkungen wie Schmerz, nach Unverwundbarkeit, nach dem Herumspielen an der eigenen Standardeinstellung so ursprünglich und elementar sind, dass Narkotika zum Gehirn also passen wie ein Schlüssel zum Schloss? Dass Menschen und Drogen ein System bilden?

Es fällt schwer, im Tausch des heilen Zustands gegen ein Feuerwerk der extraordinären Erlebnisse nicht ein universelles Prinzip zu erkennen. Der symbolische Tausch findet sich bei den meisten Naturvölkern und in allen Hochkulturen. Können Menschen – als Spezies, nicht als Einzelne – dem Geschäft überhaupt ausweichen? Fast überall auf der Erde wachsen Pflanzen mit alkaloidreichen Wurzeln, Blüten voller Opiate, psychedelische Pilze, Blätter wie die des Kath-Strauchs, die nur noch gezupft und gekaut werden müssen. Ein Hieb in Palmenblütenstände, und der Urstoff des Palmweins fließt.

Drogen fliegen den Menschen seit Tausenden Jahren *in den Mund* wie die gebratenen Tauben auf Schlaraffenlandbildern. Unter den Inuit, die in ihrem eisigen Gebiet keine pas-

senden Pflanzen finden, bleiben Rauschwillige lange ohne Schlaf, um sich in eine Hypomanie zu versetzen. Andere fasten, um ihr Gehirn in Hungerhalluzinationen zu treiben.

Rausch ist ein Mittel, um das eigene Gehirn zu befangen. Die Lust daran wirkt nicht auf alle, aber auf viele so unwiderstehlich wie die, seinen eigenen Körper zu berühren. Mit den gerauchten, geschluckten, gekauten, geschnieften Substanzen wächst Menschen eine dritte Hand. Es ist eine fahrig und oft zerstörerisch im Inneren herumfingende Hand, was an der Lust, es trotzdem zu tun, seit Jahrtausenden nichts ändert. Für dieses Erlebnis ruinieren Menschen in vielen Fällen ihren Körper und ihre Finanzen, nehmen Strafen auf sich und unterziehen sich Ritualen, die ihnen unter anderen Umständen bizarr und abstoßend vorkämen. Bei den Tataren, berichtet der Weltreisende Oliver Goldsmith um 1760, sei ein Gebräu aus psychoaktiven Pilzen so begehrt – dadurch allerdings auch ein Luxusgut –, dass die Angehörigen der unteren Schichten ohne zu zögern den Urin der Berauschten trinken würden. »Die Ärmeren, die das Pilzgebräu so lieben wie die Reichen, es sich aber aus erster Hand nicht leisten können, postieren sich bei diesen Gelegenheiten [den Festivitäten der Oberschicht] rund um die Hütten der Reichen und warten auf die Gelegenheit, da die Herren und Damen sich ihrer Flüssigkeit entledigen, sie halten hölzerne Schüsseln hin, um die köstliche Substanz aufzufangen, welche sich durch die Filtration kaum geändert hat.«¹

Das Bedürfnis, den eigenen Zustand zu ändern, gehört zu den menschlichen Grundkonstanten, aber es reicht viel weiter zurück, weit hinter den Übergang zwischen Tier und

Frühmensch. Der Rausch im Tierreich kommt noch nicht einmal selten vor. Das in Ostasien lebende Federschwanz-Spitzhörnchen etwa betrinkt sich jede Nacht mit dem fermentierten Blütennektar der Bertram-Palme. Allerdings verarbeitet sein evolutionär perfektionierter Körper den Alkohol anders als der menschliche Organismus, nämlich sanfter, anderenfalls würde *Ptilocercus lowii* seine bis zu 3,8 Promille am Ende eines Streifzugs nicht überleben. Mit einem gesuchten Rausch – also einer Wahl – hat die Spezialernährung des Hörnchens noch nichts zu tun. Der absichtliche Drogengebrauch beginnt erst bei Affen. In der Karibik macht sich die aus Afrika eingeschleppte südliche Grünmeerkatze gern über angegorenes Zuckerrohr her, das in ihrer ursprünglichen Heimat nicht zum Nahrungsangebot gehört hatte.

Michael Huffman, Biologe am Primatenforschungsinstitut der Universität Kyoto, veröffentlichte im Jahr 2002 in *African Studies Monographs* eine bemerkenswerte Beobachtung. Nach seiner Beschreibung fressen Gorillas und Schimpansen in Äquatorial-Guinea, Guinea und Gabun die Wurzeln des Niandostrauchs, *Alchornea floribunda*, in denen sich psychoaktive Alkaloide finden. Einheimische in Westafrika nennen den Strauch Alan, sie versichern, so Huffman, dass sie sich seine Verwendung als Rauschmittel ursprünglich von Affen abgeschaut hätten. Alkaloide der *Alchornea floribunda* erzeugen Halluzinationen, machen euphorisch und regen die sexuelle Lust an, die Wirkung endet gelegentlich in depressiver Stimmung. Beim Volk der Fang spielt Alan eine zentrale Rolle in ihrem Byeri-Kult², einem spirituellen System der Ahnenverehrung. Anders als Primaten verzehren

sie die Wurzel des Alan-Strauchs nicht roh, sie trocknen und zermahlen Holz und Rinde. Hauptsächlich benutzen sie das Substrat in ihrem Initiationsritus. Jugendliche erhalten Alan, dann zeigen ihnen Erwachsene die Schädel ihrer Vorfahren, mit denen sie Verbindung aufnehmen sollen. *Akwia nlo* heißt der Vorgang nach den Notizen des amerikanischen Ethnologen James W. Fernandez, »den Kopf aufbrechen«.

Was sich aus seiner Sicht im Gehirn eines Menschenaffen unter dem Einfluss von *Alchornea floribunda* abspielt, bleibt eine unbeantwortete Frage. Aber die Tatsache, dass Drogengebrauch nicht erst mit dem *Homo sapiens* beginnt, gehört zu den interessantesten Punkten für alle Verteidiger des Rauschbedürfnisses. Es gibt ein apokryphes Buch, eher eine Broschüre, das Naturbeobachtungen versammelt, um damit indirekt auch etwas über die Menschen zu sagen, Giorgio Samorinis Werk *Animals and Psychedelics: The Natural World an the Instinct to Alter Conciousness*. Das programmatische Vorwort dazu stammt von einem Rob Montgomery, der sich nicht mit Wissenschaft im strengen Sinn befasste, sondern bis 2016 einen Versandhandel mit exotischen Pflanzen und Samen in Sebastopol, Kalifornien, unter dem schönen Motto »Botany & Chemistry« betrieb: »Indem wir das nach Drogen suchende Verhalten von Tieren studieren, können wir Antworten finden, die ein paralleles menschliches Verhalten erklären«, schreibt Montgomery. »Vielleicht ist dann das Problem der problematischen Drogen am Ende kein Problem mehr.«

Allerdings, jedes tiefe Verhaltensmuster stellt ein Problem dar, *πρόβλημα*, zu Deutsch »das Vorgelegte«, also eine Angelegenheit, die sich nicht einfach beiseite schieben lässt. Erst

recht, wenn das Problem schon in der Matrix unserer Verfahren stecken sollte. Wenn zur Programmierung des Menschen von Anfang an das Bedürfnis nach bewusster Bewusstseinsänderung gehört, dann lässt es sich möglicherweise formen. Aber nie mehr ausradieren.